

DER DETEKTIV

**Harald Harst
gegen
Cecil Warbatty
- Warbattys Testament -**

**Eine Kriminalerzählung
von
Walter Kabel**

DER DETEKTIV

Warbattys Testament

Eine Kriminalerzählung
von
Walter Kabel

Inhalt

1. Kapitel - In Haidarabad	7
2. Kapitel - Ein kleines Abenteuer im Fremdenheim	14
3. Kapitel - Der singende Vogel	19
4. Kapitel - Der Affe und die Sonne	28
5. Kapitel - Warbattys Geniestreich	36

1. Kapitel

In Haidarabad

Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen: Endlich reisten wir in Indien als Touristen, das heißt, ich brauchte nicht jeden Augenblick zu fürchten, dass Harald Harst zu mir, seinem Privatsekretär und Freund sagte, wenn wir irgendwo einem äußerlich ganz harmlos aussehenden Menschen begegneten: »Hm, ob das nicht schon wieder unser Todfeind Warbatty in einer anderen Maske ist?«

Der Zug durchfuhr gerade einen Urwald in einem wahren Schneckentempo. Harst und ich saßen im Speisewagen und genossen die Aussicht auf die Mauern ungeheuer tropischer Baumriesen, undurchdringlichen Unterholzes und all der Schlinggewächse, die stellenweise ganze Vorhänge bildeten, genossen aber auch eine Fischpastete für billiges Geld, wie ich sie so gut nicht wieder gegessen habe.

Der gewandt bedienende Kellner brachte nun eine Eierspeise, erklärte dazu in seiner bescheidenen Art: »In diesem Urwald hausen noch ein paar hundert Gond.« Er sagte das mit einer deutlichen verächtlichen Betonung des Wortes *Gond*. »Vor fünf Tagen hatten sie die Schienen aufgerissen«, fügte er hinzu. »Es sind Schweine ...«

Wenn in Indien ein Farbiger einen anderen mit Schwein bezeichnet, so ist er selbst stets Mohammedaner und *das Schwein* irgendein gänzlich unzivilisierter Wilder, der vielleicht einen frisch abgeschnittenen Hahnenkopf als Gott anbetet. Denn die Anhänger der Hauptreligionen in Indien, des Brahmanismus, des Islam und des Buddhismus hassen sich wohl als Fanatiker, setzen sich aber durch Beschimpfun-

gen gegenseitig nie herab.

Ich hatte keine Ahnung, was Gond war. Natürlich irgendein wildes Volk. Aber sonst?

Als der Kellner verschwunden war, meinte Harst: »Die Gond sind Reste der Ureinwohner Indiens. Sie teilen das Schicksal vieler Völker, die von den fremden Eroberern in die unwegsamsten Gebiete zurückgedrängt worden sind und dort in dumpfem Hass gegen die neuen Herren des Landes wie wilde Tiere in der Verborgenheit leben. Der größte Teil der Gond ist bereits mit den Hindu vollständig verschmolzen. Die *echten* Gond sind menschen scheu, leben in Höhlen und hohlen Bäumen, beten Geister an, die sich ihnen in allerlei Geräuschen angeblich offenbaren, stehen vollständig unter dem Einfluss ihrer schlaun Priester und sind heimtückisch, grausam und, wenn gereizt, von einer besinnungslosen Tollkühnheit. Ich fürchte, wir werden es nicht ganz leicht mit ihnen haben.«

Ich wurde aufmerksam.

Er nickte, fiel mir ins Wort: »Ja, wir! Denke bitte an Warbattys Testament!« Er fasste in die Brusttasche, holte des großen Verbrechers letzte Niederschrift hervor, breitete sie auf dem Tischtuch aus und las leise folgende Sätze:

»... in der Nähe von Haidarabad die sogenannten Indra-Ruinen aufzusuchen. Dort scheint die Sonne dem Affen ins Gesicht, und der dunkle Strich, während der Mittagsmahlzeit dreimal verlängert, findet den singenden Vogel, dessen Schnabel den Weg weist, dessen Ende der Anfang ist.«

Harst schaute mich an. »Dies ist das Wichtigste aus Warbattys Testament. Es sind die Angaben, die ich deuten soll, um den Ort zu finden, an dem vielleicht irgendein alter Schatz ruht.« Er lächelte. »Oder an dem es irgendetwas gibt,

und dies ist das Wahrscheinlichere, wodurch Warbatty auch noch als Toter mich vernichten kann.«

Bisher hatte Harst mich stets bei dem Glauben belassen, er nehme Warbattys Vermächtnis völlig ernst und glaube an einen wertvollen Fund, den wir in jenen Ruinen machen könnten.

»Du ... du fürchtest also so etwas wie eine Falle?«, fragte ich unsicher.

»Natürlich. Oder bist du anderer Ansicht?«

»Hm, ich weiß nicht recht. Vielleicht hatte Warbatty wirklich die Absicht, dir zu beweisen, dass er bei all seiner Verworfenheit doch ein großmütiger Gegner war, der nach seinem Tod in deiner Erinnerung ...«

Harst winkte mit etwas ironischem Mundverziehen ab.

»Nach seinem Tod! Leider wird Warbatty jedoch so leicht nicht sterben, wie du hoffst, mein lieber Schraut. Gewiss, ich hätte Inspektor Plumper nachgeben und mich damit einverstanden erklären können, dass einer der die *Leiche* untersuchenden Ärzte durch einen winzigen Stich in das Zwerchfell die Sicherheit schaffte, jedes nochmalige Erwachen des Toten zu verhindern. Aber das erschien mir wie ein gemeiner, unwürdiger Meuchelmord.«

»Himmel!«, rief ich ganz entsetzt, »so glaubst du also tatsächlich, dass ...«

»... Warbatty nur ein Gift zu sich genommen hat, das den indischen Yoga seit Langem bekannt ist«, vollendete er meinen Satz. Also ein Gift, das die Yoga oder Fakire dazu benutzen, ihr oft angestauntes Experiment des Lebendig-sich-be-graben-Lassens auszuführen. Du weißt, dass die Yogi, die eine besondere Kaste bilden, sich bis zu acht Wochen Dauer zwei Meter tief in der Erde in einem Holzkasten in starr-

krampfähnlichem Zustand am Leben zu erhalten verstehen. Weshalb sollte Warbatty die Geheimnisse dieser Yogi, jede Lebensäußerung in ihrem Körper zum Aussetzen zu bringen, sich nicht angeeignet haben? Kurz: Ich wette zehn gegen eins, dass sein Testament eine ganz raffiniert ausgeklügelte Falle ist.«

»Na, eine nette Überraschung!«, murmelte ich. »Und ich hatte mich schon so darauf gefreut, endlich mit dir dieses Wunderland als sorgenloser Vergnügungsreisender genießen zu können.«

»Hm, ob dir das nicht sehr bald langweilig geworden wäre? Wir beide sind bereits zu sehr an Aufregungen gewöhnt. Ich jedenfalls verzichte gern auf harmlose Touristenfreuden. Aber das ist Geschmackssache. Jedenfalls, lieber Schraut: Auch wenn Warbatty wirklich dieser schönen Welt für immer Lebewohl gesagt haben sollte, so würden wir doch in den Indra-Ruinen nicht weniger von Gefahren umgeben gewesen sein. Denn diese Ruinen liegen südlich der Stadt inmitten einer Sumpfwildnis, in der ein etwas sagenhafter Fürst der vorhin erwähnten Gond hausen soll, wie mir Inspektor Plumper in Madras mitteilte. Ich weiß also nicht recht, ob Warbatty als Feind nicht mehr vorzuziehen ist als eine Bande dieser Gond mit vergifteten Pfeilen und sonstigen ungemütlichen Mordinstrumenten.«

Ah, also deswegen wusste Harst über diese Wilden so gut Bescheid! Er hatte offenbar schon in Madras, ohne mir etwas davon zu sagen, Erkundigungen über die Gond und die Indra-Ruinen eingezogen.

Er beobachtete nun mein Gesicht, lachte leise auf und meinte: »Du brauchst ja nicht mitzumachen, lieber Alter! Wirklich nicht! Ich werde auch allein herausfinden, was es

mit dem Affen, dem die Sonne ins Gesicht scheint, mit dem dunklen Strich und dem singenden Vogel auf sich hat. Das alles klingt so wunderhübsch rätselhaft und poetisch, dass ich geradezu versessen darauf bin, dieses Wortrebus zu lösen. Es wird sehr interessant werden – fraglos! Und ich verspreche, nach meiner Rückkehr von diesem Ausflug dir alles haarklein zu berichten, damit deine schriftstellerischen Versuche keine Unterbrechung durch den Fortfall dieses Abenteurers erleiden.«

»Hör auf!«, rief ich ärgerlich. »Verdammt, ich bin kein Feigling! Aber mit 45 Jahren liebt man schon etwas mehr die Ruhe als mit 29 Jahren!«

Der Zug fuhr wieder schneller. Die gefährliche Urwaldstrecke war passiert.

Am Nachmittag gegen fünf Uhr kamen wir in Haidarabad an. Die Stadt ist bekanntlich die Residenz des größten Vasallenstaates des indischen Kaiserreichs. Der Nizam von Haidarabad, der vornehmste mohammedanische Fürst Indiens, gehört zu den reichsten Leuten der Erde. Die Schatzkammern seines Palastes sollen tatsächlich unschätzbare Werte an Kleinodien, besonders an Edelsteinen, enthalten. Kein Wunder weiter, denn die berühmte indische Diamantenstadt Golkonda ist ja ganz in der Nähe, und dort sind vor Jahrhunderten Diamanten in solcher Zahl gefunden worden, dass der Name Golkonda noch heute eine ähnliche Bedeutung wie Kimberley mit seinen Diamantgruben hat, eben die eines Fundortes märchenhafter Reichtümer.

Es gibt zwei Städte mit dem Namen Haidarabad. Die Residenz des Nizam, des Fürsten der Fürsten, mit ihren fast eine halbe Million Einwohnern ist jedoch mit dem in Nordwestindien liegenden Haidarabad (60 000 Einwohner) überhaupt

nicht zu vergleichen.

Aber das große Haidarabad enttäuschte mich sehr. Gewiss, die riesige alte Steinmauer, die die Stadt umgibt und aus der in kurzen Abständen Bastionen und kleine Forts vorspringen, ebenso die prachtvollen öffentlichen Parks vor den Toren wirkten malerisch und echt orientalisches Märchenhaft, aber das Innere der Stadt mit den zumeist ganz engen Gassen war doch zu sehr lediglich *Eingeborenenviertel*, das heißt unsauber, düster, muffig und fraglos ein gefährlicher Pest- und Choleraherd.

Wir stiegen in dem damals einzigen deutschen Fremdenheim ab. Es war überfüllt. Die Inhaberin Frau von Tezra, die Witwe des Hofkapellmeisters des Nizam, brachte uns jedoch, als sie hörte, wer die Gäste waren, in ihrer eigenen Wohnung im sogenannten Salon unter. Sie bedienerte Harst, als sei er der Nizam selbst, und bereits eine Stunde nach unserem Eintreffen wusste das ganze große Haus, dass der berühmte Harald Harst nun unter diesem Dach weilte.

Bei der gemeinsamen Abendtafel wurden wir gebührend bestaunt. Wir saßen inmitten einer deutschen Touristengesellschaft, die das bekannte *Stangensche Reisebureau* durch Indien geleitete. Neben mir rechter Hand hatte ein dicker Rentier seinen Platz, der sofort von mir wissen wollte, ob Harst es wohl übernehmen würde, ihm seinen Schirm mit echt goldener Krücke, der ihm gestern in der großen Moschee gestohlen worden war, zurück zu verschaffen.

»Ich zahle gern hundert Mark dafür«, meinte er. »Und Sie, Herr Schraut, sollen auch 20 bekommen ...«

Ich lachte ihn vergnügt an. »Herr Pickering, solche Sachen machen wir nicht. Für Geld überhaupt nichts! Harst ist nämlich selbst mehrfacher Millionär ...«

Uns gegenüber wieder saß ein Graf Harstein von Hardefels, ein älterer Herr, der nach einer Weile Harst sehr gönnerhaft fragte: »Was verdienen Sie eigentlich so als Detektiv? Mir war mal Familiensilber gestohlen. Da musste ich einem Ihrer Berliner Kollegen 300 Mark Vorschuss geben und kriegte das Silberzeug doch nicht zurück.«

Harst merkte, dass der Herr Graf von ihm offenbar bisher nicht viel wusste und erklärte deshalb ganz liebenswürdig: »Ich bin nur Liebhaberdetektiv, das heißt, ich betreibe die Verbrecherjagd nur aus Neigung, nicht als Erwerb.«

»Ja, Herr Harst ist nämlich mehrfacher Millionär«, schrie mein Rentier dem Grafen zu.

Dieser entschuldigte sich daraufhin, schlug einen anderen Ton an und bewies so, dass nicht der Mensch, sondern die Millionen von ihm gebührend berücksichtigt wurden.

Ich erwähne Pickering und Adalbert von Harstein-Hardefels hier nur deswegen, weil wir mit ihnen anderswo dann ein unvermutetes Wiedersehen feiern sollten.

Gleich nach Tisch sagte Harst zu mir: »Du, einmal und nicht wieder. Nicht zehn Pferde schleppen mich nochmals in diesen Speisesaal! Na, morgen hoffe ich ja auch zu den Indra-Ruinen aufbrechen zu können. Pferde und einen Führer werden wir bald haben.«

2. Kapitel

Ein kleines Abenteuer im Fremdenheim

Harst nahm danach unsere liebenswürdige Wirtin beiseite und erkundigte sich bei ihr nach einem ortskundigen, zuverlässigen Führer. Frau von Tezra wies uns an einen Hindu, der zumeist nebenan im Café sich aufhalten sollte. Der Mann hieß Laik Ali. Wir fanden ihn sehr bald, und da er auf uns einen recht guten Eindruck machte, vertraute Harst ihm an, dass wir die Indra-Ruinen besuchen wollten.

Laik Alis Gesicht wurde sehr, sehr lang. Er schüttelte den Kopf, erklärte: »Sahib, das hat vor vier Monaten zum letzten Mal ein englischer Offizier gewagt. Er ist nie mehr gesehen worden. Nein, Sahib, auch für 20 Pfund Sterling würde ich nicht mit dir reiten. Aber Pferde will ich dir gern besorgen, gute Pferde.«

»Du warst bereits dort in der alten Ruinenstätte?«, fragte Harst.

Der Fremdenführer bejahte. »Vor vier Jahren, Sahib. Aber das eine Mal, und nie wieder. Es gibt keine Gegend im großen Reich des Nizam, in der die Tiger so häufig sind wie in der Wildnis dort im Süden.«

»Hm, und die Gond? Wie steht es mit diesen Wilden?«

Laik Ali schaute zu Boden. »Ich weiß nichts von ihnen, Sahib.«

Er log offenbar. Harst warf mir einen langen Blick zu. Dann meinte er: »Du willst nichts von ihnen wissen, Laik Ali. Weshalb verheimlichst du mir etwas? Fürchtest du, dir zu schaden, wenn du offen redest?«

»Vielleicht, Sahib.«

Mehr war von ihm nicht zu erfahren; nur dass man zwei Tage scharf zu reiten hätte, ehe man in der Nähe der Ruinen der alten, durch ein Erdbeben einst zerstörten Stadt Indra käme, und dass es weder Weg noch Steg dorthin gebe. Im Übrigen versprach er uns, dass wir am nächsten Morgen zwei gute Pferde sowie ein drittes als Packpferd, mit allem Nötigen versehen, vorfinden würden. Er würde um sieben Uhr vor dem Gartenausgang des Fremdenheims bereitstehen.

Wir verließen das Café nach einer Weile und kehrten in unsere Quartiere zurück. Als wir die Vorhalle betraten, merkten wir sofort, dass irgendetwas Besonderes während unserer Abwesenheit im Haus der Frau von Tezra sich ereignet haben müsse. Eines der Stubenmädchen – die Gäste standen in Gruppen in der Vorhalle und dem angrenzenden Lesezimmer herum – erzählte uns, dass der Herr Professor Meier von einem Auto vor einer Viertelstunde überfahren worden sei. Er habe noch die Kraft gehabt, sich bis auf sein Zimmer zu schleppen. Der linke Arm sei aber zweimal gebrochen, wie der deutsche Doktor Herbst festgestellt habe.

Da schoss auch schon Rentier Pickering auf uns zu. »Herr Harst, hochverehrter Herr Landsmann, hier gibt es Arbeit für Sie. Sie müssen das verdammte Auto finden, das natürlich ...«

Und von der anderen Seite näselte nun auch der Graf Harstein von Hardefels: »Pardon, Herr Harst, dem armen Professor müsste doch dadurch eine kleine Genugtuung verschafft werden, dass man das Auto ...«

»Aber natürlich, meine Herren, natürlich!«, meinte Harst lebenswürdig. »Das Auto herauszufinden, ist doch fraglos eine Kleinigkeit. Ich will sehr gern ...«

Da - in diesem Augenblick ertönte von der Haupttreppe her die etwas krähende Stimme eines blondbärtigen, langen Herrn mit goldener Brille: »Meine Herrschaften, der Unfall unseres Landsmannes ist zum Glück verhältnismäßig gut abgelaufen. Ich habe den Arm geschient, und Professor Meier hat den Schreck bereits leidlich überwunden. Morgen wird der Professor wie sonst beim Frühstück erscheinen. Gute Nacht allerseits.«

»Gute Nacht!«, sagte auch Harst zu Pickering und dem Grafen.

Unser Zimmer lag im Erdgeschoss rechts. Der Portier kam uns nachgelaufen.

»Herr Harst, ich habe Ihnen vorhin eine Depesche auf den Nachttisch gelegt.«

»Depesche?« Harst sah mich fragend an. »Wer kann wohl an mich depeschiert haben?«

Er eilte schnell weiter, schloss das Zimmer auf, schaltete das Licht ein, suchte auf seinem Nachttischchen.

»Ich sehe nichts von einer Depesche. Siehst du was, Schraut?«

Falls eine Depesche dagewesen wäre, hätten wir sie bemerken müssen. Trotzdem schickte Harst mich zum Portier. Der schwor hoch und heilig, das Telegramm müsse auf dem Nachttischchen auf dem Fuß der Stehlampe liegen. Er kam selbst mit. Als wir das Zimmer betraten, saß Harst in einem der zu der Saloneinrichtung gehörigen Sessel und rauchte eine seiner geliebten Mirakulum-Zigaretten.

»Gib dir keine Mühe, Schraut«, meinte er. »Ich habe schon erkannt, dass die Depesche gestohlen worden ist. Der Dieb ist dort durch das Fenster eingestiegen. Er hat außerdem meinen Koffer aufzubrechen versucht. Wir haben ihn jedoch

bei der Arbeit gestört.«

Als der Portier kopfschüttelnd erklärte, hier sei bisher noch nie etwas abhandengekommen, sagte Harst freundlich: »Regen Sie sich nicht weiter darüber auf, mein Freund. Woher war die Depesche?«

»Leider keine Ahnung, Herr Harst.«

Der Portier zog sich zurück.

»Ich glaube den Absender zu kennen«, meinte Harst nun. »Es wird Inspektor Plumper aus Madras sein. Er wollte mir eine Empfehlung an den hiesigen englischen Residenten (die Vasallenfürsten Indiens werden von hohen englischen Beamten dauernd beaufsichtigt) mitgeben, vergaß aber nachher davon.«

Er gähnte und begann sich zu entkleiden. Als wir schon im Bett lagen, stand er nochmals auf, nahm seinen Revolver aus der Beinkleidtasche und sagte: »Lieber Schraut, ich empfehle dir dieselbe Vorsichtsmaßregel. Der Dieb könnte bei uns gute Beute vermuten und zurückkehren.«

Gleich darauf war er auch schon eingeschlafen.

Leider hatte mir jedoch diese verschwundene Depesche den Schlaf so gründlich verscheucht, dass ich noch bis ein Uhr morgens etwa wach lag und darüber nachgrübelte, weshalb der Spitzbube gerade das Telegramm mitgenommen haben könnte.

Dann - ich war gerade eingenickt - fuhr ich infolge eines Geräusches, das wie das Klappen eines Fensterflügels klang, hoch.

»Harst!«, rief ich leise.

Im Zimmer herrschte ein ungewisses Halbdunkel. Es war eine helle Nacht und durch die Leinenvorhänge der Fenster drang so viel Licht herein, dass ich nun erkannte, dass

Harsts Bett leer war.

Ich stand auf. Sehr bald sah ich, dass Harst das Zimmer durch eines der Fenster verlassen hatte.

Ich wartete auf seine Rückkehr. Unter unseren Fenstern führte ein Gartenweg an der Seitenfront des Hauses in den Park hinein. Harst erschien nach etwa einer halben Stunde.

»Ach, du bist munter. Gut, ich will Dir etwas zeigen.«

Ich musste mit in den Garten. An der Hinterseite des Hauses lehnte eine Leiter. Harst deutete auf zwei erleuchtete Fenster dicht daneben. Ich kletterte die Sprossen hoch. Und dann konnte ich durch einen Spalt in den Vorhängen in ein Fremdenzimmer hineinschauen, in dem am Mitteltisch der Graf Hardefels und der dicke Pickering saßen. Auf dem Tisch lagen drei Revolver, zwei leichte Jagdgewehre und allerlei andere Dinge, die darauf schließen ließen, dass die beiden Männer dort einen Jagdausflug vorbereiteten.

Pickering – klein, dick! – Etwa Warbatty? So schoss es mir durch den Kopf.

Ich kletterte wieder hinab, fragte Harst leise: »Pickering ist doch nicht ...«

Da unterbrach er mich: »Keine überflüssigen Worte, mein Alter! Du wirst dir doch nicht ein solches Armutzeugnis ausstellen und so tun, als wüsstest du nicht, was hier sich vorbereitet.«

So zwang er mich zum Schweigen. Oh, er versteht es, seine wahre Meinung zu verbergen, mein Freund und Brotherr! Er ersinnt immer neue Spitzfindigkeiten, einer Antwort auszuweichen, wenn er nicht antworten will.

Nun gab er sich den Anschein, als nähme er bestimmt an, ich hätte seine unausgesprochen gebliebenen Gedanken erraten. Oder nahm er das wirklich an? War Pickering tatsäch-

lich der wiederaufgelebte Warbatty?

Wir begaben uns wieder zur Ruhe. Ich zwang mich zum Einschlafen, denn ich musste morgens ja ausgeruht sein.

3. Kapitel

Der singende Vogel

Wollte ich hier unseren Ritt zu der Ruinenstadt Indra mit all seinen Mühen und Irrwegen schildern, müsste ich vielleicht fünf Seiten den Leser auf den Affen, den dunklen Strich und den singenden Vogel warten lassen.

Der Ritt begann mit einer Enttäuschung. Laik Ali hatte nicht Wort gehalten. Als er um halb acht mit den Pferden nicht zur Stelle war, fuhr Harst mit einer Rikscha zu einem Pferdeverleiher und wählte selbst drei Tiere aus. Diese bewährten sich recht gut.

Im Fremdenheim hatten wir nicht einmal Frau von Tezra verraten, wohin wir wollten. Absichtlich verließen wir die Stadt durch das Osttor. Man konnte es uns daher glauben, dass das ehemals so berühmte Golkonda unser Ziel sei. Dies hatte Harst den Neugierigen, die unseren Abmarsch sich ansahen, mit ernstestem Gesicht angegeben.

Gegen elf Uhr vormittags verließen wir die miserable Fahrstraße und schlugen uns seitwärts in die Büsche, eine Redensart, die hier durchaus zutraf. Wir überquerten nämlich ohne Weg und Steg eine mit Buschinseln besäte Savanne. Dann folgten sumpfige Urwaldstrecken, die uns zu einem weiten Bogen nach Osten zwangen. Wir ritten stets mit gespannter und entsicherter Büchse quer über dem Sattel. Die

Büchsen hatte Harst in Madras erstanden. Es waren englische Fabrikate und sie schossen tadellos. Wir ließen es in nichts an der nötigen Vorsicht fehlen. Wir hatten nicht nur die wilden Gond, sondern auch Tiger und Panther zu fürchten. Unser erstes Nachtlager in der Wildnis war derart, dass ich dem Schöpfer dankte, als es hell wurde und das Getier des Urwaldes wieder zur Ruhe kam. Ein Pantherpäarchen hatte den Lagerplatz andauernd umschlichen, bald hoch in den Baumästen, bald wieder im Gestrüpp lautlos und schlangengleich sich entlangwindend. Nur die gelbgrün schillernden Raubtierpupillen verrieten uns den jeweiligen Standort der beiden Bestien.

Harst war am Abend des zweiten Tages sehr unsicher, ob wir nicht bereits die Ruinenstätte hinter uns hätten. Außerdem aber machte er auf mich auch sehr stark den Eindruck eines Menschen, der jeden Augenblick aus dem Gebüsch eine heimtückische Kugel erwartet und der daher etwas nervös geworden ist. Die Sonne war soeben untergegangen. Wir hielten am Südrand eines Sumpfstriches, den wir abermals mit Verlust von zwei Stunden umritten hatten.

»Was nun?«, meinte Harst. »Ich bin mit meiner Weisheit am Ende. Wir sind so scharf getrabt, dass wir die Ruinen unbedingt dicht vor uns haben müssten, wenn wir sie eben nicht ...« Seine nimmermüden Augen waren hierhin und dorthin geschweift, hafteten nun fest auf einem Punkt. Gleichzeitig schwieg er.

Vom Rand des Sumpfes stieg das Gelände zu flachen, waldigen Hügeln an. Zwischen diesen wechselten mannshohe Gräser mit sandigen Stellen ab.

»Komm!«, sagte Harst jetzt kurz. Er ritt voran. Ich hatte unser Packpferd an der Leine. Abermals machte er Halt, deu-

tete auf eine Fährte von fünf Reiter und erklärte: »Das sind sie! Und sogar in traurem Verein! Die Spur geht nach Norden in den Sumpf hinein. Man erkennt es deutlich. Beeilen wir uns etwas. Es muss dort einen jener alten Knüppeldämme geben, die im Laufe der Zeit von der Vegetation vollständig überwuchert und daher so schwer zu finden sind.«

Er hatte recht. Wir waren bald auf dem niedrigen Damm. Die Fährte der Reiter lief auf demselben entlang. Harst blieb stets gut einige zwanzig Schritt vor mir.

Die Dunkelheit nahm schnell zu. Nach einer Viertelstunde merkten wir, dass wir über Steinboden dahintrabten.

»Eine gepflasterte, uralte Straße«, meinte Harst, der nun auf mich gewartet hatte. »Eine Straße, die nach Indra hineinführt.«

Ich erblickte gleichfalls vor mir zackige Mauerreste, halbe Säulen, die Überbleibsel von schlanken Türmen. Und zumeist war es ein hellgrauer Marmor, der als Baumaterial Verwendung gefunden hatte.

»Die sagenhafte Stadt Indra, einst die Residenz eines Herrschergeschlechts, das die ganze Mitte und den Süden Vorderindiens als mächtiges Reich besaß, bis die Pest kam und in zwei Jahren Millionen Menschen fraß. Was noch übrig blieb, flüchtete halb wahnsinnig vor Schreck in die Urwälder. Dann warf ein Erdbeben die Paläste und Häuser der einst so blühenden Stadt durcheinander wie Kinderspielzeug. Wir haben es also gefunden, das marmorne Indra, wie die indischen Sagenerzähler es nennen.«

Er wollte offenbar noch etwas hinzufügen, musste aber notwendig gegenüber dem urplötzlich in der Ferne sich erhebenden Geheul zunächst schweigen.

Geheul? Ach, das ist eine recht schwache Bezeichnung für

dieses Höllkonzert! Es ging durch Mark und Bein, und mir lief es eiskalt dabei über den Rücken, als befände ich mich plötzlich in einem Eiskeller. Dabei hatten wir meiner Schätzung nach 35 Grad Celsius Wärme, was man in Indien so *Abendkühle* nennt. Gerade Haidarabad und Umgegend gehört ja zu den heißesten Landstrichen des Kolonialreiches der Briten.

Geheul – und nun auch Schüsse. Sehr dünne Knalle; also Revolver; etwa zehn zählte ich.

»Ein Überfall«, meinte Harst ernst. »Die fünf Reiter dürften ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlen. Ich begreife nur nicht, dass auch er so blindlings den Gond in die Falle gegangen ist.«

»Wer – er? Du hast schon wieder so allerlei Geheimnisse vor mir und du weißt, wie nachteilig das werden kann. Ich erinnere nur an Colombo und die Lady Rockwell.« »Hm, da lag die Sache anders. Überhaupt – Geheimnisse? Ich bitte dich! Du bist doch in alles eingeweiht. Natürlich ist *er* unser Freund Cecil.«

»Also der dicke Rentier Pickering«, vollendete ich. »Du, dann muss Warbatty also zunächst aus Madras entwichen sein und zweitens sich einen linken Zeigefinger haben annähen lassen! Denn Pickering hatte alle seine zehn Finger in bester Verfassung am speckigen Leib.«

Harst achtete kaum auf diesen Einwand. Er stieg ab und führte sein Pferd langsam vorwärts zwischen Säulenresten hindurch in einen von Unkraut überwucherten Tempelhof. Gleich darauf hatten wir mit unseren drei Tieren in einem kleinen, nur vorn offenen und leidlich gut erhaltenen Raum eines Tempelanbaus ein trockenes und sicheres Unterkommen gefunden, den Eingang durch Dornsträucher ver-

schlossen und zum Schutz gegen heimtückische Giftpfeile die drei Pferdedecken freischwebend hinter dem Dornverhau aufgehängt.

Harst bewährte sich auch hier als erfinderischer Abenteurer genau so gut wie als Detektiv.

Über dem mitgenommenen Spirituskocher brodelte Seewasser. Wir hatten tüchtigen Hunger, und gleich nach den ersten Bissen brachte ich das Gespräch wieder auf Warbatty.

Harst nickte. »Ja, ganz recht, Pickering ist natürlich niemals Warbatty.« Er fasste in die Tasche und holte eine Depesche hervor. Beim Schein der Laterne las ich sie:

Harald Harst, Haidarabad, Pension Tezra.

W. heute früh verschwunden. Gestern Nachmittag war deutscher Arzt bei mir, bat, den bisher völlig frischen Körper des Toten sich ansehen zu dürfen, behauptete dann, das Gift zu kennen, durch das W. sich nur in Starrkrampf versetzt hätte. Jetzt bei mir Verdacht, dass der Arzt W. Gegengift eingegeben und für ihn in Zelle Ausbrecherwerkzeug zurückgelassen hatte. Vorsicht also. Gruß – Plumper.

Mir ging ein Licht auf.

»Du selbst hast also die Depesche gestohlen«, rief ich empört. »Wozu die Komödie?«

»Ich habe sie gestohlen, aber aus einem anderen Zimmer, mein lieber Schraut, nicht aus dem unsrigen. Bei uns hat sie der blonde deutsche Doktor Herbst *geklemmt*. Und ich holte sie mir dann aus Professor Meiers Zimmer zurück – wenige Stunden später, bevor ich dich dann zu der Leiter führte. Diese Leiter hatte ich zuerst anderswo an die Mauer gelehnt, eben neben Meiers Fenster, der bei seinem Freund Herbst

saß und über einen Ritt nach Indra plauderte.«

Sehr geistvoll sah ich in diesem Augenblick sicherlich nicht aus. Ich suchte das soeben Gehörte zu entwirren. Doktor Herbst – Professor Meier? Und der Inspektor Plumper hatte in der Depesche einen deutschen Arzt erwähnt?

»Nicht wahr, nun ist dir doch alles klar, lieber Schraut, hoffe ich«, fügte Harst nun hinzu. »Sieh mal, dieser Unfall des Landsmannes Meier erschien mir etwas verdächtig. Wenn jemand überfahren wird und sich noch allein bis ins Pensionat schleppt, wenn sonst also keine weiteren Zeugen für den Unfall vorhanden sind, wenn ausgerechnet der linke Arm gebrochen sein soll und man daher durch den Verband das Fehlen des linken Zeigefingers verbergen kann, dann schöpft man auch ohne Plumbers Depesche, die ich ja auch erst nachher las, Argwohn und spioniert so etwas vor den Fenstern. *Meier* und *Herbst* saßen und tranken Whisky wie die Löcher. Zwischen ihren benachbarten Zimmern war die Tür nur angelehnt. Trotzdem wagte ich das Einsteigen und die Depesche war auch da, wo ich sie vermutete, in *Herbsts* Touristenjoppe in der Außentasche, denn er saß nebenan in Hemdärmeln. Übrigens waren die beiden biedereren Landsleute erst nachmittags in Haidarabad und bei Frau von Tezra eingetroffen. Allerdings hatte der Doktor Herbst schon vorher dort vier Tage gewohnt und aller Welt von dem lieben Professor Meier erzählt, der nun auch bald anlangen würde. *Herbst* ist dann, als Warbatty von uns abgefasst worden war, schleunig nach Madras geeilt und hat hier frech und gottesfürchtig Plumper hineingelegt, das heißt, für Warbattys Aufrechterhaltung und Befreiung gesorgt. Und im Pensionat haben die beiden den dicken Pickering und den Grafen zu überreden gewusst, sich an einer von ihnen geplanten Partie nach

Indra zu beteiligen, haben uns unseren Führer weggekapert und unsere Pferde, denn Laik Ali hatte Gäule besorgt, wie mir der Pferdeverleiher berichtete. Die fünf sind also Warbatty, Herbst, Pickering, Hardefels und Laik Ali. Das Wasser kocht längst. Brüh den Tee auf.«

So machte es Harst immer: Er verheimlichte allerhand Tatsachen und rückte dann mit allem ganz plötzlich heraus, so dass man sich einer geradezu verwirrenden Fülle von Neuigkeiten gegenüber sah.

»Anscheinend wollte Warbatty dann also hier in der Wildnis den Rentier und den Grafen ausplündern«, sagte ich nun und füllte Harsts Becher.

»Vielleicht. Nun dürften die fünf sich in der Gewalt der Gond befinden, falls sie noch leben. Das werden wir morgen früh feststellen.«

Wir wachten die Nacht über abwechselnd. Sehr bald nach Sonnenaufgang frühstückten wir und begannen dann zunächst die Umgebung unseres Schlupfwinkels genau auf etwa im Hinterhalt liegende Wilde abzusuchen.

Der mit Marmorfliesen ausgelegte Tempelhof war genau quadratisch bei einer Seitenlänge von 120 Schritt. Die eingestürzten Tempelbauten ringsum bildeten förmliche Wälle. Der einzige Zugang war der zerstörte Säulengang. Der Platz war recht malerisch: In der Mitte gab es einen runden, vertieften Springbrunnen, dessen Wasserspeier aus einem unbehauenen Marmorblock und einem riesigen Papagei darauf bestand. Der Papagei hielt den Kopf hochgereckt und den Schnabel offen. Man erkannte noch die Metallröhre im Schnabel, aus der einst der Wasserstrahl hochgespritzt war.

Als Harst diesen Marmorvogel eine Weile betrachtet hatte, meinte er: »Jetzt fehlt noch der Affe, dem die Sonne ins Ge-

sicht scheint. Hm, hast du mal wieder darüber nachgedacht, wie dieses Wortrebus zu deuten ist? Den Vogel haben wir nun. Suchen wir den Affen.«

Wir trennten uns und durchstreiften den Hof, wo das Unkraut stellenweise die Marmorplatten gelüftet und wo sich auch niedriges Buschwerk vereinzelt angesiedelt hatte.

Der Affe – wir rechneten auf eine Marmorfigur, da hier im Tempelhof außer allerlei Götzenbildern auch Tierstatuen – Tiger, Rinder und Vögel – standen, war jedoch nicht zu entdecken.

Schließlich erklärte Harst, unter diesen Umständen könne er nur annehmen, dass dieser Platz überhaupt nicht infrage käme.

»Es wird hier eben noch einen zweiten singenden Vogel geben, lieber Schraut. Halten wir danach Ausschau und gleichzeitig nach den fünf Reitern.«

Als wir nun die Ruinenstadt durchstreiften, stets die Büchsen halb im Anschlag, kamen wir nach einer halben Stunde auch in einen Palmenhain, in dessen Mitte eine ganz ähnliche Tempelruine wie die lag, wo wir unser Versteck hatten. Auch hier waren ein Säulengang, ein quadratischer Hof und Wälle von eingestürzten Baulichkeiten.

Wir standen noch in dem Säulengange als wir plötzlich ein Pfeifen vernahmen, das aus der Mitte des Hofes herkam. Es waren weiche Töne bald tiefer, bald heller; eine Art Melodie fast.

Harst packte meinen Arm.

»Du, der singende Vogel! Dort – auch ein Springbrunnen und ein Papagei als Wasserspeier. Und jetzt die Wassersäule! Der Springbrunnen ist noch in Funktion! Die Sonne blendete uns vorher zu sehr. Daher entging uns der Wasser-

strahl.«

Da verstummte das Pfeifen wieder. Gleichzeitig verschwand auch die Wassersäule.

Harst schritt dem Brunnen zu. Das Bassin war halb gefüllt. Scheußliche Riesenkröten, goldgelbe Riesensalamander und sogar ein paar kleine Wasserschlangen bevölkerten das Becken.

Wir besahen uns den Steinpapagei aus der Nähe. Er war von anderer Form als der erste. Das Wasser trat hier aus der gestäubten Kopfhäube heraus, die in sieben Spitzen auslief.

»Aha, ein Musikinstrument, das durch den Druck des Wassers zum Tönen gebracht wird«, erklärte Harst. »Das Wasser steigt nur in Zwischenräumen hoch, entquillt also einem natürlichen Geiser. Du siehst, lieber Schraut, die alten Inder waren nicht nur glänzende Baukünstler, sondern wussten auch allerliebste Spielereien zu ersinnen, wie zum Beispiel diesen singenden Vogel.«

Wir mussten fünf Minuten warten. Dann endlich sprangen die sieben Wasserstrahlen hoch und vereinigten sich zu einer vier Finger dicken Säule.

Der Gesang begann.

In dieser fantastisch-romantischen Umgebung wirkte er geheimnisvoll.

Ich lauschte versonnen. Meine Gedanken eilten in die Jugendtage zurück, zurück zu den Märchen von Tausend und eine Nacht. Ich besann mich dunkel, dass da auch ein singender Vogel eine Rolle gespielt hatte.

4. Kapitel

Der Affe und die Sonne

Leider kam die Prosa nur zu schnell.

»Das da dürften noch recht frische Blutspritzer sein«, sagte Harst. Und ich erwachte. Die Wirklichkeit verlangte ihr Recht.

Er hatte auf eine etwa fünf Meter entfernte Stelle des Fliesenbodens gedeutet. Auch ich erkannte dort nicht nur kleine, reihenweise Blutropfen, sondern auch drei handgroße Lachen, die die Sonne bereits tiefbraun verfärbt hatte.

Harst prüfte die Umgebung nun auf seine Art, das heißt, ganz als Detektiv. Als er sich mir dann wieder zuwandte, sagte er: »Einige zwanzig Wilde gegen die fünf Reiter – eine für die Gond faule Sache, falls die fünf aufmerksam gewesen wären! So aber haben sie sich überrumpeln lassen, und wahrscheinlich ist nur der Graf Hardefels als früherer Offizier geistesgegenwärtig genug gewesen, noch drei von der Bande niederzukuallen.«

Er schritt dann, die Augen stets auf dem Boden, dem Ausgang zu, entschwand meinen Blicken und kehrte nach einer Viertelstunde zurück.

»Die Gond haben ihre Gefangenen weggeschleppt«, erklärte er. »Die Fährte verliert sich an einer der alten Stadtstraßen, wo die Steine mir nichts mehr verraten konnten. Es wird uns schwer werden, für die fünf etwas zu tun. Versuchen werden wir es. Ich halte das für meine Pflicht den Landsleuten Pickering und Hardefels gegenüber. Wir müssen die Ruinenstadt umkreisen und feststellen, wo eine Spur eines größeren Trupps in die Wildnis einbiegt. Nur so kön-

nen ...«

Er schwieg plötzlich, nieste, lachte, als ich »zur Gesundheit!« rief und fügte dann hinzu:

»Merk dir dieses Hatschi! Es ist bedeutungsvoller, als du ahnst. Mir ist da soeben ein seltsamer Gedanke gekommen.« Er sprach diese Sätze etwas leiser, das Nächste wieder recht laut, indem er auf den singenden Papagei zeigte, der gerade wieder sein Lied anstimmte.

»Wir wollen doch erst Warbattys Rebus zu deuten suchen, lieber Schraut. Ich bin zu begierig, festzustellen, ob es sich wirklich um eine Falle handelt oder um einen Schatz.«

Wenn dieser singende Vogel hier der richtige war, dann musste auch der Affe auf diesem Hof zu finden sein. Und nun hatten wir Glück. Ich war es, der zwischen hohen RieSENDISTELN ein Steinbild entdeckte, das einen auf einem Sockel sitzend den Affen darstellte, der in jeder vorgestreckten Hand eine Schale hielt.

Harst besichtigte den Affen sehr genau, nachdem wir die Disteln mit den Büchsenkolben umgebrochen hatten. Dann fragte er mich: »Nun, was hältst du von den Angaben Warbattys?«

Ich kannte den Wortlaut des *Rebus* bereits auswendig und wiederholte daher langsam aus dem Gedächtnis: »Dort scheint die Sonne dem Affen ins Gesicht, und der dunkle Strich, während der Mittagsmahlzeit dreimal verlängert ...«

Und ich fügte hastig hinzu: »Der dunkle Strich ist vielleicht der Sonnenschatten, den der Affe wirft, und zwar gerade mittags.«

»Hm?«, machte Harst.

»Bist du anderer Ansicht?«

»Vielleicht. Am besten, wir suchen jeder für sich das Rätsel

zu lösen. Aber halte deine Büchse nach wie vor bereit und die Augen offen! Die braune Bande kann zurückkehren.«

Er ging langsam davon auf den Brunnen zu. Dort setzte er sich auf den Rand des Marmorbassins, zündete sich eine Zigarette an und grübelte anscheinend über Warbattys Vermächtnis nach, das nun das Vermächtnis eines Lebenden geworden war.

Ich war, was unseren alten Gegner und dessen Helfershelfer Herbst anging, ehrlich froh, dass die Gond die beiden als Gefangene mitgenommen hatten, denn es wäre doch ein verteufelt ungemütliches Gefühl gewesen, hier auf offenem Platze jederzeit einer heimtückischen Kugel ausgesetzt zu sein.

Ich bemühte mich nun mit allen Mitteln meines durch den Umgang mit Harst ein wenig geschärften Verstandes, die Lösung des Rebus zu finden.

Ich wiederholte so und so oft, während ich meine Blicke zwischen der Affenstatue und dem Marmorpapagei hin und her wandern ließ: »Der dunkle Strich findet den singenden Vogel, dessen Schnabel den Weg weist, dessen Ende der Anfang ist.«

Was sollte das heißen, was nur? Affe und Papagei standen etwa dreißig Meter auseinander und der Schnabel des Vogels wies nach Südwest, wie ich mithilfe des Taschenkompass feststellte, während der Affe genau nach Südost schaute.

War der *dunkle Strich* der Schatten? Ich sann und sann.

Der Affe befand sich links neben dem Springbrunnen, wenn man vor diesem stand und nach Norden blickte. Ich hatte mir ausgeklügelt, dass der dreimal verlängerte Schatten des Affen eine gedachte Linie schneiden müsste, die man

vom Sockel des Papageis nach Südwesten zog, also in Richtung des Schnabels.

Aber dies konnte nie zutreffen. Das hatte ich bald heraus.

Ich ging hin und her, prüfte die Entfernungen, die Richtungen – alles umsonst.

Nun stand auch Harst auf, sah nach der Uhr, rief mir zu: »Genau zwölf Uhr!«

Auch er schritt auf und ab, blieb stehen, ging weiter, schüttelte den Kopf, murmelte allerlei vor sich hin, meinte dann: »Ein ganz verzwicktes Rätsel. Ich hoffte, ich würde es in Kurzem erledigt haben. Aber ich versage hier! Lassen wir die weiteren Bemühungen für heute. Morgen ist auch noch ein Tag. Und morgen Vormittag werde ich die Geschichte klären, so wahr ich Harald Harst heiße!«

Ich ahnte nicht, was alles er unter dieser *Geschichte* verstand, ahnte nichts von den Überraschungen, die meiner warteten und die mir wieder einmal bewiesen, wie unendlich meines Freundes und Brotherrn geistige Fähigkeiten den meinen überlegen waren.

Er hatte auf dem Rand des Springbrunnens gestanden, als er mir diese Sätze mit halb zurückgezogenem Kopf zurief. Jetzt sprang er auf die Marmorfliesen hinab, fügte hinzu: »Ich habe Hunger. Kehren wir nach unserem Schlupfwinkel zurück.«

Ich fand, dass er getrost weniger laut all das hätte schreien können. Wenn man sich vor braunem Gesindel zu hüten hat, schont man seine Stimme besser.

Als wir nun durch die toten Straßen der toten Stadt dahinschritten, sagte ich zu ihm, dass es doch eigentlich wenig vorsichtig sei, hier so unbekümmert sich gegenseitig etwas zuzurufen.

Er lächelte dazu. »Lieber Schraut, du wirst dich wundern!« Er klopfte mir derb auf die Schulter. »Nachher sollst du die Lösung des Rebus erfahren. Den Rest aber erst morgen Vormittag.«

Ich blieb stehen. »Wie, du hast ...«

»Ja, ich habe!« Er zog mich mit sich fort. »Ich habe das Schwerste herausgekriegt, und das ist, dahinterzukommen, was der dunkle Strich bedeutet. Jedenfalls ist es nicht der Schatten, mein Lieber. Na, ich serviere dir die Erklärung als Nachtisch.«

Ich bat, flehte. Denn ich war neugierig. Und dies wohl mit Recht. Doch er blieb Harst – das heißt – hart und unerbittlich.

Unser Konservenmittag war eingenommen, die Pferde waren versorgt und wir streckten uns auf die Grasstreu hin, die unsere Betten darstellte.

Harst bot mir eine seiner geliebten Mirakulum an. Das war bei ihm ein Zeichen sehr guter Laune. Er schonte seinen Vorrat sehr.

Er hielt mir das Streichholz hin, meinte dann nach den ersten Zügen: »Ja, ohne Hitze könnten wir die Zigaretten nicht in Brand kriegen, und ohne die wärmenden Sonnenstrahlen hätte ich das Rebus nie gelöst. Die Sache ist die, lieber Schraut, jede schlechte Rede fängt mit *Also* an. Also: Satz eins: Dort scheint die Sonne dem Affen ins Gesicht. Dadurch soll nur gerade auf dieses Affenstandbild hingewiesen werden. Es sind noch andere Affen dort vorhanden.«

»Andere? Ich habe keinen bemerkt.«

»Schlimm genug. Gewiss, keine Statuen. Aber Reliefaffen an der letzten Säule des Zugangs. Doch diese drei ausgehauenen Affen kriegen, da sie nach Norden glotzen, nie einen

Sonnenstrahl ins Gesicht. Mithin muss die Steinfigur der richtige Affe sein. Satz zwei: Der dunkle Strich, während der Mittagsmahlzeit dreimal verlängert. Der Schatten des Affen um die Mittagszeit konnte mit diesem dunklen Strich nicht gemeint sein. Denn sonst hätte auch der Monat und Tag angegeben sein müssen, an dem man den Schatten etwa messen und dreimal verlängern soll. Die Sonne hat nicht an jedem Tage mittags denselben Stand. Daher fällt die Schattenlänge an den verschiedenen Tagen auch verschieden aus. Nein, sagte ich mir, mit dem dunklen Strich muss der Verfasser des Rebus auf etwas anderes haben hindeuten wollen. Worauf aber? Doch fraglos auf etwas, das um die Mittagszeit stets dieselbe Länge hat, aber auch nur dann! Ich will hier vor dir nicht den Geistreichen spielen, lieber Alter. Kurz: Ich habe den Strich gefunden. Und er hängt recht eng mit dem nur zeitweise hochsprudelnden und singenden Brunnen zusammen. Unter den Steinfliesen des Tempelhofes muss ein Teil der Geisierwasser ebenfalls zeitweise hochquellen. Dann tritt zwischen den Fugen der Fliesen etwas Feuchtigkeit hindurch und färbt die Ränder dunkel. Ich habe nun beobachtet, dass genau um die Mittagszeit dieser dunkle, feuchte Strich seine größte Länge erreicht. Man kann dies unschwer daraus ersehen, dass sich auf den Rändern dünne grünliche Schichten abgelagert hatten, die ebenfalls gerade so lang wie der feuchte Strich sind.«

»Donnerwetter – glänzend!«, entfuhr es mir.

»Danke für die Anerkennung! Das Weitere ist ein Kinderspiel. »Der Strich findet den singenden Vogel.« Das bedeutet, man soll vom Sockel des Papageis ab den dreimal verlängerten Strich in Richtung des Schnabels, also genau nach Südwest ziehen. Der Schnabel weist eben den Weg, dessen

Endpunkt *der Anfang*, das heißt, der Beginn des Erfolges ist. Ich habe nun unauffällig die richtigen Entfernungen abgescritten, freilich vom Rand des Bassins an, ganz unauffällig. Den Radius des Bassins habe ich nachher dazu gerechnet, und so gelangte ich an eine jener großen Marmorfliesen, die in dem Muster des Fliesenbelags sich häufiger wiederholen.«

Harst machte eine kurze Pause.

»Und diese Marmorplatte«, flüsterte er nun, »dürfte der Zugang zu irgendwelchen geheimen Gelassen sein.«

»Du ... du kriegst wirklich alles heraus!«, sagte ich ehrlich erfreut. »Diese Rebuslösung soll dir mal einer ...«

»Keine Schmeicheleien, Herr Max Schraut, zumal doch die Hauptsache noch fehlt, der dramatische Teil, der sich morgen Vormittag abspielen wird.«

Gleich darauf streckte Harst sich bequem zum Verdauungsschläfchen hin. Ich tat ein Gleiches. Am Tag würden die Gond nie wagen, uns anzugreifen.

Erst gegen sechs Uhr Nachmittag begaben wir uns zu dem Palmenwäldchen und dem Tempelhof.

Unterwegs sagte Harst zu mir: »Auf keinen Fall darfst du jetzt etwa sofort beginnen, dich nach der bewussten Marmorplatte umzusehen. Du setzt dich auf den Rand des Springbrunnens und tust gar nichts!«

Mir erschien dieser Verhaltensbefehl etwas eigentümlich. »Fürchtest du denn Lauscher?«, fragte ich.

»Nein. Ich will nur vorsichtig sein. Jetzt, hoffe ich, wird ... na ... wir werden ja sehen ...«

Als wir uns im Tempelhof befanden, tat Harst ganz so, als müsste er noch immer dem Rätsel des Vermächtnisses nachspüren, ging hin und her, beschaute den Affen, beschaute

den Papagei, sodass in mir beinahe der Verdacht entstand, er hätte ein wenig renommiert und kenne die Rebuslösung noch gar nicht.

Dann aber blieb er stehen, kniete nieder und holte sein Jagdmesser hervor, schob die Klinge in die Fugen der Steinfliesen, winkte mir nun.

Ich eilte zu ihm, sah, wie er eine große Platte hochhob.

Und unter dieser achteckigen Marmortafel gähnte ein Schacht, in dem eine eiserne Leiter in die Tiefe führte.

Harst stieg hinab. »Folge mir langsam und lege dann die Platte wieder auf.«

Er hatte seine Taschenlampe eingeschaltet. Ich wunderte mich, dass er hier so keck eindrang.

»Ist das nicht unvorsichtig!«, warnte ich.

»Nein, lieber Schraut! Wir haben hier bestimmt nichts Besonderes zu fürchten. Jedenfalls keine Falle.«

Ich fügte die schwere Platte mühsam, auf der Leiter stehend, wieder ein. Sie passte haarscharf hinein.

Die Leiter hatte 28 Sprossen. Dann stand ich in einem niedrigen Gewölbe, das nach Osten zu weiterging. Es war leer. Harst schritt voran. Wir kamen an einen gemauerten, schmalen Gang. Dann betraten wir wieder ein Gewölbe. Aber hier strahlten die Lichtkegel unserer Lampen in den prachtvollsten Mosaikbildern an den Wänden wider, gleißelten in den zahllosen Goldplättchen, die dazu mit verwendet worden waren. Säulen reckten sich hier aus dem Boden hoch. Und die Mosaikbilder dieser Säulen sprühten vor edlen Steinen in allen Farben.

»Also dies ist Warbattys Vermächtnis!«, meinte Harst leise.

»Man wird förmlich trunken von all dem Glanz!«

Weitere Räume gab es hier nicht. Wir fanden nur noch ei-

nen zweiten, aber völlig mit Geröll ausgefüllten Schacht.

Zwei Stunden blieben wir unten. Wir hatten in einer Ecke Harzfackeln gefunden. Bei deren Licht schwelgte Harst in all den Schönheiten dieser unterirdischen Tempelhalle.

Dann ging es wieder nach oben.

Der Abend nahte. Wir saßen in unserem Schlupfwinkel. Harst schätzte die dort verborgenen Schätze an Edelsteinen ungefähr ab, meinte, zehn Millionen reichten nicht hin als Wertangabe.

Zehn Millionen!

Und die hatte Warbatty seinem erbittertsten Feind hinterlassen!

»Warbatty bleibt mir unverständlich«, sagte ich nun. »Wenn er zum Beispiel wirklich in Madras gestorben wäre, dann wärest du rechtmäßiger Eigentümer all der Kostbarkeiten.«

»Hm!«

»Was soll das Hm?«

»Morgen, lieber Alter, morgen!«

Und ich erwartete mit brennender Ungeduld den nächsten Tag.

5. Kapitel

Warbattys Geniestreich

Auch diese Nacht verging ohne Zwischenfälle.

Wir frühstückten. Harst in aller Gemächlichkeit; ich recht aufgeregt. Endlich brachen wir auf.

Ich hätte gern wenigstens andeutungsweise erfahren, was

sich nun ereignen würde. Ich wusste nichts, konnte mir davon auch keinerlei Vorstellung machen. Harst jedoch zuckte die Achseln.

»Geduld!«

Nun standen wir in dem Tempelhof vor dem Springbrunnen.

»Setz dich bitte«, meinte Harst laut. »Ich werde nun abermals das Rebus zu ergründen suchen.«

»Was soll denn ...«

Er ließ mich nicht aussprechen.

»Dass du mir suchen hilfst, hat keinen Zweck!«, rief er und schritt auf den Affen zu.

Ich erlebte nun die Komödie, dass er ganz so tat, als messe er Entfernungen ab – und so weiter.

Plötzlich dann: »Schraut, Schraut, ich habe es! Hier diese große Marmorplatte muss der Kernpunkt sein.«

Nun hob er die Platte hoch.

»Ah – eine eiserne Leiter! Vorwärts, steige mir voran.«

Ich lief hinzu, kletterte hinab. Und er folgte mir, flüsterte jetzt jedoch: »Warte, wir müssen sofort wieder nach oben!«

Er blieb kaum zwei Minuten auf der Leiter. Dann suchten wir wieder die Oberwelt auf; dann blieb der Schacht unbedeckt; dann zog Harst mich in ein Gestrüpp hinein am Fuß einer eingestürzten Mauer.

»Er wird sofort mit seiner Bande erscheinen«, flüsterte Harst.

»Wer?“

»Warbatty!«

»Warbatty? Aber der ist doch ...«

»Abwarten!«

Eine Viertelstunde nichts.

Dann zwei Europäer, hinter ihnen sechzehn kleine, fast schwarze Wilde, nur mit Lendentüchern bekleidet, den Kopf bis auf eine Scheitellocke kahl geschoren: Gond – sechzehn Gond, die also Warbattys Verbündete waren.

Nun verschwanden diese schwarzbraunen Teufel in dem Schacht, nun kletterten auch Warbatty alias Professor Meier und Doktor Herbst hinab; nun wieder Stille auf dem Tempelhof.

Harst regte sich.

»Los denn!«, meinte er. »Sperrn wir die ganze Gesellschaft ein.«

Im Nu war die Marmorplatte aufgelegt. Und darauf häuften wir Mauertrümmer, bis ein ganzer Berg die Platte bedeckte.

»So, und nun die Gefangenen befreit, Schraut!«

Er lief mir voran. Es ging durch ein paar halb verschüttete Straßen; dann hinein in den Hof eines größeren Gebäudes.

»Also du weißt bereits, wo sie sich befinden«, keuchte ich neben ihm.

»Ja, seit gestern Morgen. Ich habe so ein wenig geschwindelt. Die Spuren führten sämtlich hier in den Hof hinein und nur eine einzelne wieder heraus. Das war die Spur Warbattys, der uns gestern Vormittag dann ja auch gefunden und auf dem Tempelhof des singenden Vogels belauscht hat.«

»Wirklich belauscht?«

»Ich habe ihn ja selbst mit eigenen Augen bemerkt, lieber Schraut. Denke bitte mal an meinen kräftigen Nieser! An dieses überlaute Hatschi! In dem Moment war ich Warbattys ansichtig geworden. Deshalb auch nur die ganze Komödie; deshalb tat ich gestern so, als ob ich das Rebus noch nicht gelöst hätte, deshalb brüllte ich dir so überlaut zu, ich würde

heute ganz gründlich an das Geheimnis herangehen und es dann auch sicher aufdeckten. Jetzt jedoch leise! Es befindet sich fraglos ein Wächter bei Pickering und dem Grafen.«

Der Hofraum hatte mehrere Abteilungen. Als wir durch ein paar Distelsträucher in den dritten Hof hineinschauten, sahen wir die beiden Gefangenen in einem Winkel gebunden dasitzen, mit dem Rücken an einen Mauerrest gelehnt. Vor ihnen hockten zwei der kleinen, schwarzbraunen Kerle, die jeder einen Revolver in der Hand hatten.

Die Entfernung von uns zu ihnen betrug etwa siebenzig Meter.

»Die Revolver müssen weg!«, flüsterte Harst. »Ich werde sie den Kerlen aus der Hand schießen – weiter kein Kunststück! Und wenn sie fliehen, bekommen sie eine Kugel in die Wade! Halte Dich also bereit.«

Er zielte kurz. Zwei Schüsse nun und zwei gellende Aufschreie.

»Halt!«, donnerte Harst, »halt – stehen bleiben!« Die Gond mussten ein paar englische Brocken kennen, denn sie gehorchten. Wir eilten hin, fesselten sie und befreiten dann die beiden Landsleute, die ihrer Freude jeder auf seine Art Ausdruck gaben: der Graf herzlich und ehrlich dankbar, aber stets mit der abgeklärten Ruhe des Aristokraten, der dicke Rentier voller Temperament und unter einem gerührten Wortschwall und kräftigen Umarmungen. Am liebsten hätte er uns noch geküsst.

Wir fanden auch ihre Büchsen und dann ging es im Eiltempo zum Tempelhof des singenden Vogels zurück. Unterwegs gab Harst den Befreiten in Kürze die nötigen Aufklärungen über die Sachlage.

Pickering rief sehr bald dazwischen: »Ja, Warbatty! Und

der andere Halunke heißt in Wahrheit Müller und ist ein verkommener Heilgehilfe und seit Langem Warbattys Spießgeselle, der irgendwie in den Besitz der Personalpapiere eines Doktor Herbst gelangt ist. Er hat uns das selbst höhnend eingestanden. Warbatty hatte ein feines Plänchen ausgeheckt, wie sie uns ausplündern wollten. Wir, der Graf und ich, sollten den braunen Halunken jeder 150.000 Mark Lösegeld zahlen; scheinbar auch Warbatty und Herbst-Müller. Und dieser sollte dann als Abgesandter der Gond nach Haiderabad zurück und das Geld auftreiben. Ich bin Millionär; der Graf ebenso. Das wussten die Schufte. Also glatte Erpressung ...«

»Ja«, konstatierte Harst, »und wenn das Geld bezahlt worden wäre, hätte Warbatty Sie beide fraglos für alle Zeit stumm gemacht, aber nicht entlassen!«

Wir hatten den Tempelhof erreicht. Wir hörten sofort, dass die in den unterirdischen Räumen Eingesperrten gegen die Marmorplatte hämmerten. Wir räumten die Steine weg. Dann wurde die Platte etwas gelüftet, und Harst rief hinab, dass wir die Falle da unten ausräuchern würden, falls die Eingesperrten nicht einzeln und ohne Waffen herauskommen würden.

Als Wortführer meldete sich der angebliche Doktor Herbst. Das, womit er seine Antwort begann, war wieder so recht kennzeichnend für unseren aalglatten Freund Cecil.

»Warbatty ist seit ein paar Minuten spurlos verschwunden«, erklärte er. »Er hatte uns befohlen, die Edelsteine aus dem Mosaik der Säulen herauszubrechen, als wir Sie beide hier nicht vorfanden und feststellten, dass der Ausgang verrammelt war. Er wollte inzwischen nach einem zweiten Ausgang suchen. Dann nahm er uns die Edelsteine ab und

befahl uns, gewaltsam die Platte zu heben. Und jetzt ist er hier unten nirgends mehr zu finden. Wir werden gehorchen, Herr Harst. Sie haben von uns keinen Verrat zu fürchten.«

Ich kann mich, was den Ausgang dieses Abenteuers angeht, kurz fassen.

Den Gond gewährten wir freien Abzug mit Waffen, behielten nur ihren Anführer und dessen Sohn als Geiseln da. Die braunschwarzen Gesellen waren nun zu Todfeinden des Verräters Warbatty geworden, der sie im Stich gelassen hatte. Sie schworen ihm blutige Rache und halfen uns sogar ihn suchen. Doch er blieb verschwunden.

Gewiss: Harst entdeckte den geheimen Ausgang, durch den er entwischt war. Es war dies eine Falltür in dem Verbindungsgang zwischen den beiden unterirdischen Gewölben. Sie führte in einen gemauerten Gang, der bis zu einem weit entfernten anderen Tempelhof hinlief.

Warbatty war abermals entkommen! Harsts Stimmung kann man sich denken!

Erst als die ergebnislose Verfolgung Warbattys beendet und die Gond entlassen waren, erfuhren wir nun auch, weshalb Warbatty Harst und mich nicht angegriffen hatte, obwohl er dies doch mithilfe der Gond wohl hätte wagen dürfen. Wir erfuhren es nicht etwa durch Müller, der alles in allem ein ungefährlicher Gauner und ein Feigling war, sondern durch Harst, der seines alten Feindes Schliche rechtzeitig durchschaut hatte.

In Gegenwart Müllers erklärte er uns Folgendes: »Als ich Warbattys Gesicht dort drüben auf jener Mauer zwischen den Sträuchern gewahrte, als ich merkte, dass es ihm darauf ankam, uns zu beobachten und nicht etwa sofort unschädlich zu machen, da genügte mir dies als ausschlaggebender

Beweis für die Richtigkeit meiner Vermutung, die sogleich beim ersten Lesen des Testaments Warbattys unklar in mir aufgestiegen war. Die Sache ist die: Warbatty muss irgendwie gehört haben, dass man mithilfe des *Rebus*, das er dann in sein Testament mit hineinbrachte, hier sehr wertvolle Schätze finden könnte. Er wird auch selbst bereits hier an Ort und Stelle versucht haben, das Rebus zu lösen. Es gelang ihm nicht und da kam ihm der geniale Gedanke, mich, seinen Feind, dem er doch mehr Kombinationstalent zutraute, zu seinem Erben zu machen! Ich sollte die Lösung des Rätsels finden, und er wollte dann den Rahm abschöpfen! Das ist der wahre Sachverhalt. Nun, er hat mich unterschätzt! Er wollte mich dort in den unterirdischen Räumen überfallen, als er sah, dass wir hinabgestiegen waren. Es kam jedoch ein wenig anders! Müller, können Sie dies alles nicht bestätigen?«

»Jawohl, Herr Harst. Jedes Wort ist richtig. Warbatty hat vor drei Jahren *das Rebus*, wie Sie es nennen, einem alten Hindu erpresst, der jedoch die Lösung selbst nicht kannte. Ich traf mit Warbatty dann in Madras zusammen. Dort vereinbarten wir ganz genau unter Berücksichtigung aller Möglichkeiten, wie Sie dazu ausgenutzt werden sollten, das Rätsel zu enthüllen.«

Wir ließen Müller nachher laufen. Er versprach Harst hoch und heilig, ehrlich zu werden.

Als wir nach Haidarabad zurückgekehrt waren, meldete Harst den Behörden die Auffindung des kostbaren Gewölbes. Der Nizam empfing Harst in Audienz. Wir erhielten jeder ein kostbares Geschenk; Harst einen Brillantring, ich eine Brillantschlipsnadel, die ich nie trage, denn kein Mensch hält den großen Stein für echt. Und doch ist er echt.

Das ist die Geschichte des Testaments Warbattys. Harst hat sie soeben im Manuskript gelesen. Er meint, ich hätte Warbattys Schlaueit mehr hervorheben sollen. »Denn«, sagte er, »einen Todfeind als Rätselrater auszunutzen, das ist beinahe schon übergenial, – wirklich!«

